



B I B L I S C H

*G*lauben *D*enken *L*eben

Herausgegeben vom Bibelbund e.V.

23

Informationsbrief Nr. 23 / Mai 1993 /

Inhalt:	Seite
Wort zum Nachdenken	1
Zwei Gesichter der Schöpfung (KLEMM)	2
Gehirn und Sprache (VANHEIDEN)	5
Hilft Gott durch Tote? (KÜTTLER)	9
Buchvorstellung: Delitzsch, Messianische Weissagungen (BERGMANN)	10

Wort zum Nachdenken

GOTT WEISS, WO DU WOHNST

Grüßen möchte ich Euch mit einem Wort unseres Herrn aus Offb.2,13: "Ich weiß, wo Du wohnst." Das ist ein Vers zum Staunen und Freuen.

Von wievielen Menschen wissen wir denn, wo sie wohnen? Wie klein ist unser Horizont? Wir brauchen Adresslisten, Karteien, Computer, Landkarten. Wir müssen uns durchfragen zu Menschen, vergessen Namen und Anschriften. Wie viele Menschen gibt es auf dieser Erde!

Und da sagt Jesus: "Ich weiß, wo du wohnst." Er findet unsere kleine Erde im Sternenmeer. Er findet uns unter fünf Milliarden Menschen. Und wenn es noch mehr werden, findet er uns auch. Wir brauchen ihm keine Umzugsmeldung machen. Er verliert uns nicht aus den Augen.

"Ich weiß, wo Du wohnst" - das ist erstaunlich, aber auch erschreckend; denn er weiß, wie es bei uns aussieht und was bei uns geschieht - oder auch nicht geschieht. Er kennt die Situationen, in denen Du an Deine Grenzen stößt. Jesus weiß, wie "stichhaltig" Deine Aus-

reden im Gemeindedienst sind.

"Ich weiß, wo Du wohnst" - das ist auch tröstlich, wenn wir an unseren Alltag denken. Es bedeutet: Ich kenne Deinen Lebensraum, Deine Situation - die Schikanen, Deinen Arbeitsplatz, Deine Gemeinde, Deine Familie, den Kleinkrieg, den Streß.

Jesus schickt uns in unseren Alltag - nicht zum Unterliegen, sondern zum Siegen.

"Ich weiß, wo du wohnst" - das gilt auch den Einsamen und Alleinstehenden. Ich darf erfahren: Jesus tritt mitten in meine Einsamkeit.

"Ich weiß, wo Du wohnst" - Das möchte uns begleiten, wenn wir weitergehen und uns zum Staunen bringen: So groß ist unser Herr!

Das möchte uns als Maßstab dienen für unser Reden und Tun.

Das möchte uns zum Trost sein: Er ist bei mir mit seiner Hilfe.

Adelhard Böttger

Ursprung und Wirklichkeit: Zwei Gesichter der Schöpfung

Überlegungen zur Ursprungs- und Rezentökologie aus biblischer und biologischer Sicht

0. Vorbemerkung

Die ersten Kapitel der Heiligen Schrift beinhalten zwei aus der Sicht Gottes entgegengesetzte Urteile zur Schöpfung. Dem Urteil "Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe es war sehr gut" [1Mo13,1] folgt in 1Mose 6,12 : " Und Gott sah die Erde an, und siehe sie war verderbt, denn alles Fleisch hatte seinen Weg verderbt auf Erden". Dabei ist das zweite Urteil als Folge des in 1Mose 3 beschriebenen Sündenfalles zu sehen. Mit dem Einbruch der Sünde in die 'Welt' hat sich eine qualitative Veränderung in universaler Weise vollzogen, dies wird im Neuen Testament von Paulus in Römer 8 bestätigt.

Allerdings kann man dieser Sicht nur dann folgen, wenn man das Genesiszeugnis als historisch relevant, d.h. wenn 1Mo 1-6 als ein historisches Nacheinander betrachtet wird. Viele Ausleger verstehen dieses Nacheinander o.g. Urteile als ein Nebeneinander. Die Welt sei einerseits sehr gut, andererseits aber auch verderbt. Damit einher geht die Vorstellung, daß die biblische Urgeschichte nicht wirkliche Geschichte beschreibe, sondern Grunderfahrungen des Menschen in Form von Geschichten wiedergebe. Dabei wird in der Regel von einer theistischen Evolutionslehre ausgegangen. Für das evolutionstheoretisch ausgerichtete Denken existiert die hier abzuhandelnde Thematik nicht, da eine sprunghafte qualitative Veränderung der Existenzweise der Lebewesen nicht in den Interpretationsrahmen dieser Lehre paßt. Geht man allerdings von der historischen Relevanz der Genesisberichte aus, stellen sich u.a. folgende Fragen: Wie hat sich dieser Umbruch vollzogen? Sagt die Bibel etwas dazu? Ist aus biologischer Sicht eine Interpretation möglich?

Die vom Verfasser niedergelegten Überlegungen können diese Fragen nur anreißen, häufig wird dabei auf Ausarbeitungen von Reinhard Junker (Baiersbronn) zurückgegriffen. Auf seine Arbeit an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Leuven-Heverlee (1989), mit dem Titel "Sündenfall und Existenzweise der Lebewesen" sei an dieser Stelle hingewiesen.

1. Einleitung

In der uns Menschen umgebenden Umwelt, vor allem der Pflanzen- und Tierwelt sehen Christen eine wunderbare Schöpfung, die unwillkürlich die Größe und Allmacht Gottes, des Schöpfers, aufzeigt. Paulus verdeutlicht dies, indem er in Römer 1,20 sagt, daß jeder Mensch "in dem Geschaffenen Gottes Kraft und Göttlichkeit wahrnehmen kann". Die Welt ist zwar von den Folgen der Sünde gezeichnet, aber Gottes Größe wird dadurch nicht verdeckt. Philosophisch könnte man schlußfolgern: "Wir leben in der denkbar besten gefallen Welt" (Junker, 1989). Bei der Betrachtung unserer

belebten Umwelt müssen wir daher beachten, daß wir inmitten einer "gefallenen" Schöpfung leben, in welcher Zerstörungs- und Todesmechanismen wirken, Mechanismen, welche der ursprüngliche "sehr gute" Zustand nicht kennt. In der Tat kann die Rezentökologie nur durch solche z.T. faszinierenden Mechanismen im Gleichgewicht gehalten werden.

Römer 8,20 verdeutlicht, daß mit dem 'Fall' des Menschen auch die außermenschliche Schöpfung der Nichtigkeit oder Vergänglichkeit unterworfen wurde. Bei der engen Bindung des Menschen an seine Umwelt, wäre ein Verbleiben z.B. der Tierwelt in einem "paradiesischen" Ursprungszustand ohnehin nicht vorstellbar. Da heilsgeschichtlich Gottes Handeln mit den Menschen im Mittelpunkt der biblischen Offenbarung steht, finden wir über die Ursprungs- bzw. Jetztgestalt der ausermenschlichen Schöpfung nur relativ wenige biblische Hinweise. Daher muß man diesen Texten einen breiten Auslegungsspielraum zugestehen, wobei die Ergebnisse der empirischen Wissenschaften durchaus berücksichtigt werden sollten, allerdings dürfen (fehlbare) wissenschaftliche Erkenntnisse nicht zu einer Autorität werden, die über dem Bibeltext steht. Zum anderen können Aussagen, die den Inhalt des Bibeltextes überschreiten, nicht dogmatisch vertreten werden.

Römer 8,20-22 läßt allerdings mit Deutlichkeit erkennen, daß die außermenschliche Schöpfung, zwar nicht freiwillig, aber gleichermaßen wie der Mensch in das heilsgeschichtliche Handeln Gottes [Schöpfung -> Sündenfall -> Erneuerung] einbezogen ist. Bevor die biblischen Hinweise zur Thematik näher betrachtet werden, sollen zunächst die Auswirkungen des Sündenfalles aus biologischer Sicht aufgezeigt werden, um abschließend die Frage aufzugreifen: Kann die Wissenschaft zu diesem in der Bibel berichteten Umbruch der Existenzweise der Lebewesen etwas sagen?

2. Auswirkungen des Sündenfalles aus biologischer Sicht

Geht man von den in der Einleitung gesetzten Prämissen aus, erhebt sich die Frage, welche morphologischen (Körperbau, -gestalt) und ethologischen (Verhalten) Erscheinungsformen der Tierwelt als primär (ursprünglich) und welche als sekundär, als "fallsgestaltig" anzusehen sind. Dabei wird der Begriff "fallsgestaltig" von R. Junker wie folgt definiert: 'Unter diesem Begriff sollen solche Phänomene (Strukturen und Verhaltensweisen) im Bereich des Lebendigen fallen, die im Dienste des Erwerbs tierischer Nahrung stehen' (z.B. das Raubtiergebiß), denn dies wird in 1Mo1,30 implizit als sekundär charakterisiert. Aus Sicht der Rezentökologie (Ökologie unter den Gesetzmäßigkeiten nach dem 'Fall') geht es um die Frage nach den gegenseitigen Abhängigkeiten, der beobachtbaren Wechselwirkungen zwischen den Organismen. Im Folgenden soll nur auf diejenigen Abhängigkeiten eingegangen werden, die 'fallsgestal-

tige' Elemente enthalten. Da nicht alle Strukturen und Verhaltensweisen so einfach wie Raubtier- und Pflanzenfressergebiß einzuordnen sind, bleibt ein menschlicher Ermessens- und Empfindungsspielraum bei der Beurteilung dieser ökologischen Abhängigkeiten. Denken wir nur an die Amsel in unserem Hausgarten, die gerade einen 'dicken' Regenwurm als Beute im Schnabel trägt.

Die nachfolgenden Anmerkungen sind als beispielhaft anzusehen, zur Vertiefung muß an dieser Stelle auf die ökologische Fachliteratur verwiesen werden.

Tiere überleben nur auf Kosten anderer Tiere. Die Stabilität der Biozöosen hängt von einem ausgewogenen Räuber- Beute Verhältnis ab. Die Ökosysteme würden es nicht verkraften, wenn alle Fleischfresser zu pflanzlicher Nahrung übergängen. Resultat dieser Räuber-Beute Beziehungen sind die jedermann bekannten und als selbstverständlich betrachteten Nahrungsketten. Der Marienkäfer, der die Blattläuse unserer Pflanzen vertilgt, wird von einer Kohlmeise verzehrt, diese wiederum fällt dem Habicht zum Opfer. Betrachtet man die Nahrungsketten bestimmter Biozöosen, so handelt es sich nicht um solche einfache, lineare Beziehungen, sondern um komplexe Nahrungsgefüge, die meist nur in Aspekten bekannt sind. Die Beutetiere sind auf die Räuber angewiesen, wollen sie als Art überleben, da die Populationen bei Abwesenheit des Räubers überhandnehmen und sich selbst die Nahrungsgrundlage entziehen würden. Die Strategien von Räuber und Beute sind so abgestimmt, daß das Überleben beider unter normalen Bedingungen nicht gefährdet ist.

Damit Tiere einander als Nahrung dienen können, bedarf es passender Strukturen und Verhaltensweisen, welche in einer Welt, wo ausschließlich das "grüne Kraut" als Nahrung gegeben ist, sinnlos wären. Nachfolgende Beispiele aus Schröpel (1986) verdeutlichen dies.

Manche Tiere gelangen an ihre Beute, indem sie sie mit besonderen "Lockorganen" anlocken. So trägt der Tiefseeanglerfisch eine "Leuchtangel" an der Oberkiefer Spitze, mit der die Beutefische aus der dunklen Umgebung angelockt werden.

Fledermäuse orten ihre fliegende Beute durch Echolocation mittels Ultraschall und Radar, wobei die von den Beutetieren zurückkommenden Schallsignale von den Fledermäusen analysiert werden, um die entsprechende Flugrichtung einzuschlagen.

Der Gepard setzt seine läuferischen Qualitäten mit Spitzengeschwindigkeiten bis zu 100 km/h ein, um seine Beute zu ergreifen. Diese Geschwindigkeit wird durch die besonders biegsame Wirbelsäule, die Beweglichkeit der Schulterblätter und die langen Beine erreicht.

Besonders "hinterlistig" sind die Fallenapparate der Spinnen. Neben den jedermann bekannten Netzen der Radnetzspinnen, gibt es Arten, die mit Stolperdrähten zur Signalübertragung als Fangfäden arbeiten.

Schlangen, die ihre Beute verschlingen, besitzen ein kompliziertes Kiefergelenksystem. Die Unterkieferäste werden durch ein elastisches Band zusammengehalten, welches sich beim Schlingakt weitet. Damit die

Schlange beim Schlingakt nicht erstickt, wird die Luftrohre nach vorn aus dem Mund herausgeschoben. Starke Muskelkontraktionen treiben die Beute bis zum Magen weiter.

Dieses letzte Beispiel zeigt, daß praktisch die gesamte Körperkonstruktion der fleischfressenden Ernährungsweise angepaßt sein kann, wobei alle Einrichtungen gleichzeitig vorhanden sein müssen.

Neben diesen Strukturen und Verhaltensweisen, die dem Nahrungserwerb dienen, müssen ebenfalls die Strategien der Feindabwehr, wie Tarnung, Mimikry und Mimikry (Scheinwartracht) als 'fallsgestaltig' bezeichnet werden.

An dieser Stelle ist auch der sog. "Kampf ums Dasein" zu erwähnen. Dabei handelt es sich um die beobachtbare Tatsache, daß nur ein kleiner Teil der Nachkommenschaft einer Generation zur Fortpflanzung kommt, der Rest vorzeitig stirbt. Daraus resultiert eine biologisch sinnvolle natürliche Auslese (Selektion), die verhindert, daß der Genpool (Summe der Erbfaktoren) einer Art nach und nach mit ungünstigen Allelen (Genzustandsformen) angereichert wird. Eine Population könnte ohne die Auslese schädlicher Mutationen nicht überleben. Konkurrenzkampf, Mutationen, Auslese, Tod und Aussterben bewirken nach der Theorie der Evolutionslehre als Mittel der Höherentwicklung besser angepaßtere Arten, größere Vielfalt und Komplexität. Die hier dargelegten Gedanken gehen im Gegensatz dazu davon aus, daß diese Mechanismen als Folgen des Sündenfalles anzusehen sind, die einer ursprünglich "sehr guten" Schöpfung wesensfremd sind.

Zu den Erscheinungsformen einer gefallenen Schöpfung müssen weiterhin die parasitäre Lebensweise (z.B. Kopflaus, Trichinen), das 'unheilvolle' Wirken von Viren (z.B. Tollwut, Kinderlähmung, AIDS), sowie das Vorhandensein des Immunsystems zur Infektionsabwehr gezählt werden.

Die Beispiele zeigen, daß wir es mit komplizierten, rätselhaften Mechanismen zu tun haben, die wunderbar aufeinander abgestimmt sind, so ist z.B. unser Organismus den Krankheitserregern nicht hilflos ausgeliefert.

Es wird deutlich, daß auch eine Schöpfung, die neben Schönheit, Vielfalt und Zweckmäßigkeit, durch Zerfall, Mißbildung, Krankheit und Tod gekennzeichnet ist, ohne das weise Handeln des allmächtigen Schöpfers nicht existieren könnte.

3. Aussagen der Bibel zur Ursprungs- und Jetztgestalt der Schöpfung

Aus dem Alten Testament sollen hier zunächst nur Stellen aus dem 1. Buch Mose betrachtet werden, im Zusammenhang mit zukünftigen Erscheinungsformen sind im weiteren Hinweise des Propheten Jesaja zu beachten. Bezüglich der ersten Kapitel der Genesis wird oft der Einwand vorgebracht, daß diese Texte nicht zur naturwissenschaftlichen Verwertung geschrieben sind. Dem ist soweit zuzustimmen, daß es in der Bibel in erster Linie um den Weg Gottes mit uns Menschen als Mittel-

punkt der Schöpfung geht. Werden dabei naturkundlich relevante Aspekte gestreift, darf deren Verständnis aber nicht der Beliebtheit anheimgestellt werden (Junker, 1989).

Im Folgenden sollen wesentliche Aspekte kurz dargestellt werden, eine umfangreiche Exegese würde den Rahmen vorliegender Arbeit sprengen.

Zunächst muß festgestellt werden, daß der dem Sündenfall folgende Umbruch zu einer Zeit erfolgte, als alle geschaffenen Arten, besser Grundtypen für das hebräische Wort "MIN", die Erde besiedelten. Diesen Tieren wurde ebenso wie dem Menschen nach 1Mo1,29f pflanzliche Nahrung zugewiesen. Es wird damit ausgesagt, daß die Ernährung eben nicht in der uns bekannten Weise (Fleischfresser, Pflanzenfresser) erfolgte. Diese Auffassung wird von 1Mo9,2+3 gestützt, da erst ab diesem Zeitpunkt dem Menschen Fleischverzehr von Gott erlaubt wird. Damit wird indirekt der Tod in der Tierwelt angesprochen. In 1Mo3,19 wird der physische Tod des Menschen als Folge des Sündenfalles beschrieben. Paulus arbeitet in Römer 5 deutlich heraus, daß der Tod des Menschen nicht als ursprünglich anzusehen ist. Die Aussage (Rö5,12), "daß die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod" schließt das Sterben der übrigen Kreatur mit ein. Prinzipiell kann man davon ausgehen, daß ein Sterben der Tiere durch Räuber oder Parasiten nicht dem Willen des Schöpfers entsprach, auch wenn es, wie vorher gezeigt, im gegenwärtigen Äon notwendig ist. Ob Tiere überhaupt gestorben wären, hätte es den Sündenfall nicht gegeben; dazu wird in der Bibel nichts ausgesagt. Da nach 1Mo3,17 ("Verfluchung des Ackers") auch die Pflanzenwelt vom "Fall" betroffen war, erscheint die Frage berechtigt, ob der pflanzliche Tod ursprünglich ist und somit von der Bibel anders bewertet wird. Eine Antwort kann hierauf nicht gegeben werden, allerdings sei darauf verwiesen, daß der Verzehr von Pflanzen (z.B. von Gräsern durch ein Schaf) vielfach keinem Tod sondern einer Aberntung entspricht, wobei das Pflanzenindividuum nicht vernichtet wird. Die Fluchworte Gottes in 1Mo3,16-19 unterstreichen, daß sich mit dem Sündenfall auch im Bereich der außermenschlichen Kreatur gravierende Veränderungen vollzogen haben. Der Schöpfer hat im Rahmen einer "Notordnung" neue Lebensbedingungen gesetzt, welche wir in der Rezentökologie heute naturwissenschaftlich beschreiben können. Die ursprüngliche Ökologie muß anderen Gesetzmäßigkeiten gehorcht haben, die durch biologische Forschung freilich nicht ergründet werden können.

Die Aussage in 1Mo3,17 "um deinetwillen [um des Menschen willen] sei der Erdboden verflucht" erleichtert die Überleitung zu Römer8,18-23, der wichtigsten neutestamentlichen Stelle zu vorgegebener Thematik. Hierbei wird deutlich, daß die Schöpfung eine Erlösung erwartet. Die meisten Ausleger sind sich darin einig, daß mit dem Begriff 'Schöpfung' mindestens die gesamte Organismenwelt gemeint ist. Die außermenschliche Schöpfung wurde nach Vers 20 unfreiwillig [durch die Schuld des Menschen] der Nichtigkeit oder Ver-

gänglichkeit unterworfen. Der Unterwerfer kann eigentlich nur Gott sein, denn die Unterwerfung geschah auf Hoffnung hin. Heilsgeschichtlich betrachtet muß man die ökologischen Vorgänge unserer Umwelt aus dem Blickwinkel einer gefallenen, auf Erlösung wartenden Schöpfung (einer seufzenden Kreatur, Vers 22) sehen.

Wie bereits einleitend bemerkt, wird es eine Erneuerung der Schöpfung geben. Wenn Paulus in 1Ko7,31 schreibt "denn die Gestalt dieser Welt vergeht", so kann man, auch wenn es im Text nicht ausdrücklich angesprochen ist, in Anlehnung an Rö8,19 die außermenschliche Kreatur mit einbeziehen. Nach 2Pet3,10ff sowie Offb21 wird der Übergang zur neuen Welt ebenso sprunghaft erfolgen, wie der Übergang der Ursprungswelt zur Welt nach dem "Fall". Die Aussage "der Tod wird nicht mehr sein" (Offb2,14) weist nochmals auf die heilsgeschichtliche Einordnung des Todes hin. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Aussagen in Jesaja 11,6-10 und 65,25, die zukünftig eine pflanzliche Ernährungsweise der Raubtiere beschreiben ("und der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind"). Erstaunlich dabei ist, daß diese Aussagen nicht erst für die Neue Erde, sondern bereits für das messianische Friedensreich gelten, wengleich in Jes65 der Prophet beides zusammen schaut. Viele Ausleger verstehen diese Verse als bildhaft, weil sie sich eine derartige ökologische Veränderung nicht vorstellen können. Dies kann aber nicht der Maßstab unseres geistlichen Beurteilungsvermögens sein. Für uns Menschen, die wir in diesem Äon leben, existieren vorstellungsmäßig absolute Schranken sowohl bezüglich der ursprünglichen, als auch der zukünftigen Schöpfung.

4. Der Sündenfall im Licht biologischer Realitäten

Die Überlegungen dazu sollen unter der Annahme stehen, daß 'fallsgestaltige' Erscheinungsformen nicht ursprünglich von Gott gewollt waren, denn dies widerspricht dem Wesen des in der Bibel sich offenbarenden Gottes. Damit können "biologische Spielarten" der Theodizee-Frage, z.B. "Es kann kein guter Gott sein, der Parasiten schafft, die andere Organismen quälen" u.a. nicht geltend gemacht werden. Die Aussage, daß alle Strukturen und Verhaltensweisen, die ausschließlich zum Finden, Erbeuten und Verzehren tierischer Nahrung benötigt werden in der ursprünglichen Schöpfung nicht zu finden waren, führt zu der Frage nach möglichen biologischen Erklärungen dieses Umbruches. Es wurde bereits festgestellt, daß die ursprüngliche Schöpfung ein echtes Geheimnis ist und bleiben wird. Prinzipiell wird es daher nicht möglich sein, diesen Übergang zu beschreiben. Es besteht jedoch die Möglichkeit, unhaltbare Annahmen zu widerlegen (s. Junker, 1989) und für einzelne Strukturen Möglichkeiten der Veränderung zu diskutieren, die mehr oder weniger spekulativ bleiben müssen.

Geht man von geschaffenen Grundtypen aus, so sind in diesem Rahmen 'mikroevolutive' Veränderungen zu beobachten, was die Rassenbildung besonders bei unseren

Hausieren deutlich vor Augen führt. Da es sich hierbei nicht um sprunghafte Veränderungen komplexer Art handelt, lassen sich die Entstehung der im Text geschilderten Erscheinungsformen damit nicht erklären, da in den meisten Fällen ein abrupter Übergang notwendig war.

Die Annahme eines Wechsels der Ausprägung von Gestalt und Lebensweise läßt sich durch beobachtbare Phänomene durchaus untermauern (z.B. Kaulquappe -> Frosch). Dabei muß allerdings angenommen werden, daß die Grundtypen die Möglichkeiten dieses Wechsels bereits latent in sich trugen. Dies wirft das Theodizee-Problem auf, welches wir in diesem Zusammenhang ausklammern wollten, außerdem hätten diese Veränderungen unter Berücksichtigung der ökologischen Verflechtungen koordiniert ablaufen müssen, d.h. die Gesamtheit der 'fallsgestaltigen' Strukturen hätte bei der Schöpfung latent vorhanden sein müssen.

Eine mögliche Erklärungsebene könnte im Bereich der Gestaltbildung zu suchen sein. Ohne dies näher ausführen zu können, kann geschlußfolgert werden, daß es heute aus biologischer Sicht lediglich Ansätze zur Erklärung der Bildung und Erhaltung biologischer Gestalt gibt. Die Frage nach der formgebenden Instanz bleibt unklar, es sind weder DNS-Moleküle noch Hormone. Dabei stellt sich nach Junker (1989) die Frage, ob formbildende Prinzipien überhaupt naturwissenschaftlich erfaßbar sind. Bezüglich unserer Fragestellung bietet sich folgende Lösung an: Die genetischen Grundlagen wurden durch den Sündenfall nicht geändert, die Instanz (Gott), die ihre Erscheinungsform regelt, reagierte auf die veränderten Bedingungen. Für diese Vorstellung gibt es in Form der Pflanzengallen ein interessantes Beispiel aus der Rezentökologie, welches in Anlehnung an Junker hier kurz geschildert werden soll.

Gallen sind spezifisch geformte Gebilde, die vor allem auf Blattoberflächen durch Einwirkung fremder Stoffe (Bakterien, Pilze, Gallwespen u.a.) entstehen. Man

kennt über 15.000 verschiedene Ausprägungen von Gallen. Am gleichen Blatt können verschiedene "Galltiere" Gallen völlig unterschiedlicher Gestalt hervorrufen. Der Stoffwechsel wird zur Produktion bestimmter Inhaltsstoffe (Gerbstoffe) umgestellt. Als Auslöser für die Gallenbildung der verschiedenen Schmarotzerarten dient oft der gleiche Wuchsstoff, der damit als formgebende Instanz ausscheidet. Im allgemeinen sind die Gallen in komplizierter Weise den Bedürfnissen des Gastes angepaßt.

Unter dem Einfluß auslösender Substanzen wird das Baumaterial der Wirtspflanze zum Bau artfremder Strukturen verwendet. Die genetische Grundlage der Pflanze wird nicht verändert, ihr Stoffwechsel wird jedoch von einer fremden "Gewalt" genutzt.

Diesem Beispiel folgend könnte man sich denken, daß die geschaffenen Grundtypen nach dem Sündenfall unter eine "neue Herrschaft" gerieten und dadurch ihre Lebensweise änderten, wobei die Identität der Individuen gewahrt blieb.

5. Zusammenfassung

Die Bibel bezeugt einen qualitativen Unterschied zwischen der Ursprungswelt bzw. der "Neuschöpfung" und der "Jetztgestalt" dieser Erde. Aus Sicht der Bibel sind die heutigen ökologischen Verflechtungen als eine "harrende, seufzende Kreatur" zu verstehen. Die Übergänge entziehen sich unserem Erfahrungsbereich und sind daher aus biologischer Sicht nicht beschreibbar.

Roland Klemm

Literatur:

Junker, R. (1989): Sündenfall und Existenzweise der Lebewesen (Hauptfacharbeit in interdisziplinärer Theologie), Evang.- Theolog. Fakultät Leuven-Heverlee, Belgien, Mai 1989

Schröpel, M. (1986): Räuber und Beute, Leipzig

Gehirn und Sprache

Immer wieder wird die Frage gestellt, was es denn nun mit den menschlichen Fossilien, den versteinerten Knochen und Abdrücken auf sich hat, die man als Vorfahren des Menschen ausgibt. Dr. Michael Brandt aus Dresden ist dieser Frage in einer gründlichen und umfassenden wissenschaftlichen Arbeit nachgegangen, die im Pascal Verlag Berlin 1992 unter dem Titel "Gehirn und Sprache - Fossile Zeugnisse zum Ursprung des Menschen" erschienen ist. Nachfolgend soll versucht werden, die wichtigsten Ergebnisse dieser Arbeit allgemeinverständlich dazustellen.

Im Laufe der evolutionistisch geprägten Geschichte der Paläontologie, der Wissenschaft von den Fossilien, sind immer wieder Knochen- und vor allem Schädelfunde gemacht worden, die als Belege für die Abstammung

des Menschen aus dem Tierreich dargestellt wurden. In der vorliegenden Arbeit geht es vor allem um die Interpretation von Schädelfunden und Steinwerkzeugen im Zusammenhang mit einer behaupteten "Entwicklung" des menschlichen Gehirns und der Sprache.

1.1 Fossile Schädel

Daß wir lernen und sprechen können, daß wir ein Gedächtnis haben und Urteile fällen können, daß wir mit Dingen rechnen können, die nicht mehr vorstellbar sind, hängt offensichtlich mit unserem Gehirn zusammen.

Schon seine Größe macht deutlich, wie sehr sich der Mensch von den ihm am nächsten stehenden Primaten (Affen und Halbaffen) unterscheidet. Ein Mensch von vergleichbarem Körpergewicht hat ein etwa dreimal so großes Gehirn wie ein Affe. Aus diesem Grund hat man

seit Darwin die Gehirnvergrößerung als ein entscheidendes Merkmal in der Entwicklung zum Menschen hin betrachtet. Auch in seinen grundsätzlichen Merkmalen gleicht das menschliche Gehirn ja dem der Primaten.

Die Frage ist nun, ob man solch eine Entwicklung beweisen kann. Kann man aus fossilen Schädeln Rückschlüsse auf den "Entwicklungsstand" des dazugehörigen Lebewesens schließen, ob es sich also um ein Tier, um eine tier-menschliche Zwischenform oder um einen Menschen handelt?

Eigentlich gibt es nur zwei Möglichkeiten, diese Frage zu beantworten: 1. man untersucht die eventuell am Fundort vorhandenen Steinwerkzeuge und schließt aus ihrer Beschaffenheit auf das Gehirn der Wesen, die dort gelebt haben; 2. man untersucht das, was vom Gehirn des entsprechenden Lebewesens übriggeblieben ist, direkt.

Mit letzterem befaßt sich die sogenannte Paläoneurologie. Die Wissenschaftler dieser Fachrichtung untersuchen entweder natürlich überlieferte oder künstlich angefertigte Ausgüsse des Schädelinnenraums. Die Analyse dieser Schädelinnenausgüsse erlaubt Aussagen über die Größe des Gehirns, über seine Form und Proportion. An der Oberfläche dieser Ausgüsse finden sich Abdrücke von Blutgefäßen und in begrenztem Umfang sogar von Hirnfurchen oder Hirnwindungen. Diese Muster können untersucht und verglichen werden.

1.2 Das Gehirnvolumen

Um die Volumenangaben fossiler Funde einordnen zu können, braucht man Vergleichsdaten. Die durchschnittliche Schädelkapazität beim heutigen Menschen liegt zwischen 1300 und 1400 cm³. Es gibt aber auch eine ganze Anzahl weit aus dem Normalbereich herausfallende Volumina. Man hat Schädelvolumen von weniger als 1000, ja sogar weniger als 800 cm³ gemessen. Andererseits hat man beim Gorilla, dessen Gehirnvolumen durchschnittlich 505 cm³ beträgt, auch schon 752 cm³ gemessen. Weiterhin muß beachtet werden, daß Volumenangaben bei fossilen Schädeln häufig Schätzwerte sind, weil die gefundenen Schädel meist unvollständig sind. Trotzdem geht man heute davon aus, daß die Abschätzungen größenordnungsmäßig richtig sind. Dennoch könnte ein "Entwicklungsgrad" des Gehirns aufgrund seiner Größe nur dann angegeben werden, wenn man gleichzeitig auch Angaben über das Körpergewicht hätte, denn es besteht eine offensichtliche Abhängigkeit zwischen Körpergewicht und Gehirnumfang. Hierbei gibt es aber mehrere Schwierigkeiten: 1. ist das Körpergewicht nur mit größtem Unsicherheitsfaktor bestimmbar, 2. ist sowohl die Berechnung, als auch die Deutung des "Entwicklungsgrades" des Gehirns umstritten. Ein höherer "Entwicklungsgrad" (Encephalisationgrad) bedeutet nämlich noch nicht ein höher entwickeltes Gehirn.

1.3 Die Gehirnstruktur

Auch bei der Beurteilung von Oberflächenabdrücken muß man sich bewußt sein, daß oberflächliche Ähnlichkeiten durchaus keine funktionellen Ähnlichkeiten wi-

derspiegeln müssen. Form und Proportion des Gehirns können bis heute noch kein zuverlässiges Kriterium für Verwandtschaftsverhältnisse liefern, denn auch bei engen verwandtschaftlichen Beziehungen, z.B. zwischen Hunderassen, sind auffällige Proportionsunterschiede auftreten.

Allerdings könnten Asymmetrien in der Länge einzelner Hirnfurchen und ihrer Lage zueinander einige Informationen liefern, denn bestimmte Hirasymmetrien beim Menschen scheinen mit seiner Fähigkeit zur Sprache und einer Rechts- oder Linkshändigkeit zusammenzuhängen. Trotzdem lassen sich diese anatomischen Asymmetrien noch nicht voll befriedigend deuten, was sich in hartnäckigen wissenschaftlichen Diskussionen, vor allem um den sogenannten Australopithecus (siehe unten) zeigt.

Bestimmte Hominidengruppen (darunter versteht man fossile oder heute lebende Menschenformen, einschließlich ihrer angenommenen Vorläufer) besitzen auch ein jeweils charakteristisches Muster von Blutgefäßen, die die Hirnhaut durchziehen. Vermutungen über einen Zusammenhang zwischen der Komplexität dieses Musters und der Hirnleistung sind aber nach wie vor spekulativ.

1.4 Australopithecus

Im Jahre 1924 wurde in einem Kalksteinbergwerk Südafrikas ein natürlicher Schädelinnenausguß mit anhaftendem Gesichtsschädel eines bis dahin unbekanntem Hominiden gefunden. Dieser Fund begründete mit seinem Namen eine neue Gattung, die Australopithecinen, von denen inzwischen eine ganze Reihe gefunden wurde. Sie weisen einige menschenähnliche Merkmale auf und werden deshalb von den meisten Wissenschaftlern als direkte Vorfahren des Menschen angesehen.

Um die Menschenähnlichkeit seines Fundes zu beweisen, stützte sich der Entdecker Raymond Dart auch auf die Deutung des Hirnfurchenmuster und dabei besonders auf die Lage der sogenannten "Affenspalte" (Sulcus lunatus). Diese Furche liegt beim Affengehirn mehr zur Stirn hin, beim Menschen mehr zum Hinterkopf hin. Spätere Forscher zeigten aber, daß Dart den Sulcus lunatus offensichtlich fehlinterpretiert hat, daß er die Lambdanaht der Hinterhauptschuppe als "Affenspalte" ansah. Das würde aber bedeuten, daß der Australopithecus ein affenähnliches Hirnfurchenmuster aufweist, das Gehirn also nicht höher strukturiert war, als das der heutigen Großaffen.

1.5 Homo Habilis

Anfang der 60er Jahre wurden in der Olduvaischlucht in Tanzania Knochenfunde gemacht, die zur Aufstellung der Art Homo habilis (der "geschickte Mensch") führten. Auch die beiden in Kenya entdeckten Schädel KNM-ER 1470 und 1808 werden von manchen Forschern zu dieser Art gerechnet (die Buchstaben bedeuten Kenya National Museum - East Rudolf).

Die Untersuchung der Oberflächenabdrücke des Gehirns ergab bei dem Schädel KNM-ER 1470 ein menschliches Hirnfurchenmuster, bei KNM-ER 1808 eindeutig ein

äffisches. Es handelt sich hier offensichtlich auch nicht um eine Zwischenform zwischen Mensch und Großaffe, sondern einmal um eine ausgestorbene Großaffenart, andererseits um einen Menschen.

1.6 *Homo Erectus*

Der Entdecker von "Pithecanthropus erectus" ("aufrechtgehender Affenmensch") hielt seinen Fund zunächst für eine Übergangsform zwischen Affe und Mensch. Heute kann man mit hoher Sicherheit davon ausgehen, daß es sich um einen Menschen handelt (*Homo erectus* = aufrechtgehender Mensch).

Der Innenausguß des "Affenmensch"-Schädels von Java zeigt ein eindeutig menschliches Hirnfurchenmuster. Nachdem man zahlreiche Funde von *Homo erectus* in Asien geborgen hatte, wurde diese Menschenform auch in Afrika gefunden. Ein Schädelinnenausguß mit besonders deutlichen Hirnfurchen stammt von einem Fund aus der Olduvaischlucht in Tanzania (OH 12). Auch hier ist das Hirnfurchenmuster eindeutig menschlich.

1.7 Zusammenfassung

Der Nachweis eines Lebewesens, dessen Gehirn Merkmale aufweist, die es einigermaßen sicher deutbar zwischen den Menschen und der Gruppe der Großaffen anzusiedeln würde, ist bisher nicht gelungen. Es handelt sich entweder um Schädel, die ziemlich eindeutig der Gruppe der Menschenaffen zuzuordnen sind oder um Schädel, die deutlich menschlich sind, also um menschliche Fossilien.

2. Der Ursprung der menschlichen Sprache

Im Laufe der Zeit entstand eine unübersehbare Zahl von Theorien und Spekulationen über den Ursprung der menschlichen Sprache. Die Sprache ist ein wesentlicher Teil der menschlichen Kommunikation.

Die heutigen Menschenaffen verfügen aber nicht über eine dem Menschen vergleichbare Lautsprache. Man stellte sich nun die Frage, ob Menschenaffen eine Kommunikation erlernen könnten, die ihrem Wesen nach der menschlichen Sprache ähnlich ist.

Es ist unbestritten, daß Menschenaffen fähig sind, Zeichen und Symbole analog menschlicher Worte zu benutzen. Heftige Diskussionen gibt es aber darüber, ob die Aneinanderreihung dieser Zeichen und Symbole echten Satzbildungen entspricht (was ein notwendiges Sprachelement ist) oder ob sie bloß Nachahmungen sind. Das wird sich niemals sicher entscheiden lassen, weil wir eben nie wissen, was ein Affe bei der Benutzung von Zeichen oder Symbolen wirklich "denkt".

Die vergleichende Sprachforschung untersucht die menschliche und nichtmenschliche Kommunikation, sowie die ihr zugrunde liegenden morphologisch-funktionelle Basis. Anschließend wird versucht, eine Ähnlichkeitsfolge aufzustellen, daß eine evolutionäre Entwicklung möglich erscheint. Bisher konnten jedoch konkrete Mechanismen zur Stützung der Evolutionshypothese in Bezug auf die menschliche Sprache

nicht geliefert werden.

Aus diesem Grund kommen historischen "Dokumenten" wesentlich größere Bedeutung zu. Es handelt sich dabei um Knochenüberreste, und um Lebensüberreste, besonders Werkzeuge. Worauf weisen sie hin?

2.1 *Der Neandertaler als Zwischenglied in der Sprach-evolution?*

Der erwachsene Mensch besitzt im Gegensatz zum menschlichen Neugeborenen und den nichtmenschlichen Primaten einen großen Rachenraum oberhalb des Kehlkopfes. Manche Forscher behaupten, daß dieser erst die volle Sprachfähigkeit ermöglicht. So verglichen der Sprachforscher Liebermann und der Anatom Crelin menschliche Neugeborenen Schädel mit dem Neandertalerschädel von La-Capelle-aux-Saints in Frankreich. Aus diesen Beobachtungen leiteten sie für den Neandertaler eine säugetierähnliche Beschaffenheit des Rachenraumes ab. Diese Rekonstruktion war dann auch Gegenstand einer Computersimulation im Jahre 1972.

Aus den Ergebnissen schlußfolgerten die Forscher, daß der klassische Neandertaler ebenso wie das menschliche Neugeborene und der Schimpanse die Vokale i, u und a nicht erzeugen konnte. Diese Vokale seien ihrer Meinung nach Bestandteile aller menschlichen Sprachen.

Inzwischen hat man aber festgestellt, daß Schimpansen und Altweltaffen entgegen den Computersimulationen von Liebermann doch vokalähnliche Laute hervorbringen. Auch machen die anatomischen Unterschiede des oberen Atmungstraktes zwischen heute lebenden Menschen und dem "Neandertaler" eine artikulierte Sprache nicht unmöglich, wie man auch aus anderen medizinischen Veröffentlichungen weiß.

Der Behauptung, daß die Vokale i, u und a Bestandteile aller heutigen Sprachen seien wurde ebenfalls massiv widersprochen. Sowohl bei Kaukasiersprachen als auch bei nordwestindianischen Sprachen kommen Vokale im eigentlichen Sinn nicht vor. Daß die drei Vokale selbst im Englischen nicht unbedingt zur Semantik notwendig sind, hat ein gewisser Fremlin in sehr origineller Weise bewiesen, indem er diese Meinung in einem Brief an die Wissenschaftszeitschrift "Science" ohne Verwendung dieser Vokale kund tat.

Außerdem wurde im Jahr 1983 ein Neandertalerskelett in der Kebara-Höhle am Berg Karmel in Israel gefunden. Dabei fand man erstmals ein versteinertes Zungenbein. Dieses Skelett "Kebara 2" weist auf einen deutlich menschlichen oberen Atmungsraum beim Neandertaler hin.

Der Neandertaler konnte offensichtlich sprechen wie ein heutiger Mensch.

2.2 *Schädelausgußanalysen*

Die beiden wichtigsten Sprachgebiete im Gehirn sind auf der äußeren Hirnoberfläche lokalisiert. Wenn also typische Hirnfurchen nachweisbar sind, in deren Bereich diese Sprachgebiete liegen, könnte man auf eine Sprachfähigkeit schließen. Dies konnte z.B. bei dem Schädel KNM-ER 1470 nachgewiesen werden, sowie bei Schädelinnenausgüssen aus der Olduvai-Schlucht,

die dem Homo habilis (siehe 1.5.) zugeordnet werden. Freilich stellen die Sprachzentren nur einen kleinen Ausschnitt aus der Gesamtleistung des Gehirns dar. Von daher gehen Aussagen über die Sprachfähigkeit fossiler Hominiden auf dieser Basis über Vermutungen nicht hinaus.

2.3 Händigkeit und Sprache

90% aller Menschen sind Rechtshänder. Dabei wird die Kontrolle über ihre rechte Hand von der linken Hirnhälfte ausgeübt. Gleichzeitig ist diese Hirnhälfte bei 91% aller Menschen für die sprachabhängigen Leistungen verantwortlich. Diese Vereinseitigung des Gehirns, die in der Bevorzugung der einen Hand gegenüber der anderen deutlich zum Ausdruck kommt, ist beim Menschen eine wesentliche Voraussetzung für die Sprache. Händigkeit tritt zwar auch bei Tieren auf, doch gibt es dort etwa genausoviel Rechts- wie Linkshändigkeit. Bei der Herstellung von Steinwerkzeugen verrät das Abschlagmuster bei einflächigem Behauen, welche Hand den Hammerstein hält. Aus den in Koobi Fora in Kenia gefundenen Steinwerkzeugen konnte man schließen, daß die dort lebenden Hominiden Rechtshänder waren. Daraus folgt eine Dominanz der linken Hirnhälfte, was wiederum eine Voraussetzung für Sprache ist. Daraus dürfte man vorsichtig folgern, daß es sich bei den sehr frühen Steinwerkzeugherstellern in Koobi Fora um echte Menschen handelte.

2.4 Geistige Fähigkeiten und Werkzeuge

Der Forscher T. Wynn hat frühmenschliche Werkzeuge mit dem Ziel untersucht, daraus Rückschlüsse auf die geistigen Fähigkeiten ihrer Hersteller zu ziehen. Er untersuchte die Symmetrie ihrer Grundformen und Querschnitte und die Fähigkeit der Hersteller, gerade Ecken zu schaffen. Von daher schloß er auf ihr geistiges Niveau.

Das ist jedoch nur bedingt möglich, denn die Entstehung eines Steinwerkzeuges ist sowohl von dem zur Verfügung stehenden Rohmaterial, als auch von den funktionellen Anforderungen abhängig. Ob ein Werkzeug als "grob" oder "fein" eingestuft wird, sagt deshalb noch nichts über den technischen Stand des Herstellers aus. Das wurde durch entsprechende Versuche bewiesen.

T. Wynn ordnete die Werkzeuge des Olduvan Menschen von nur sehr geringer Intelligenz zu. Inzwischen wurde aber durch entsprechende Versuche bewiesen, daß verschiedene als Endwerkzeuge angenommene Formen, nur Neben- oder sogar Abfallprodukte bei der Faustkeilherstellung waren.

Die Steinwerkzeuge von Swanscombe in England hatten ein hohes Niveau. Sie wurden genau passend für den Menschen hergestellt, der es zu benutzen beabsichtigte. Der Faustkeil lag genau passend in der Hand. Das dort gefundene Kürschnermesser ermöglichte höchste Präzision beim Schneiden kleinster Hautstücke.

Doch selbst die Herstellung relativ einfacher Werkzeuge läßt nicht darauf schließen, daß ihre Hersteller als primitiv eingestuft werden dürfen. Es kann im Gegenteil vermutet werden, daß schon die frühesten Steinwerk-

zeughersteller über geistige Fähigkeiten verfügten, die denen des modernen Menschen vergleichbar sind.

2.5 Konnte Australopithecus Werkzeuge herstellen?

Eine geschickte Hand ist eine wesentliche Voraussetzung für die Werkzeugherstellung. Die Frage ist, ob anhand fossiler Knochelemente Aussagen über die Fähigkeit zur Werkzeugherstellung bei diesen Hominiden gemacht werden können. Bis 1982 war das Handknochenmaterial jedoch so dürftig, daß die Beurteilungen sehr unterschiedlich und gegensätzlich ausfielen. Mit dem Knochenmaterial von Hadar in Äthiopien änderte sich die Situation. Zahlreiche gut erhaltene Knochen ermöglichten jetzt eine Beschreibung und funktionelle Einschätzung der Hand der Australopithecinen dieser Region.

Beim Menschen besteht zwischen dem Mittelhandknochen des kleinen Fingers und dem Handwurzelknochen ein Sattelgelenk. Das erlaubt eine Gegenüberstellung von Kleinfingerballen- und Daumenballengebiet, die beim Griff um zylindrische Gegenstände oder bei der Griffsicherung von großen runden Objekten zwischen den fünf Fingern und dem Handteller notwendig sind. Dieses Sattelgelenk fehlt bei der Hand von Hadar.

Der Mensch besitzt als einzige Art an der Basis des Mittelhandknochens des Mittelfingers einen Griffelfortsatz. Biomechanische und auch Filmanalysen haben nun gezeigt, daß beim Entfernen eines Steinsplitters von einem herzustellenden Werkzeug sehr starke Kräfte auf die Handfläche und besonders auf den Mittelhandknochen des mittleren Fingers wirken. Dabei verhindert dieser Griffelfortsatz die eine Verrenkung oder Überstreckung der Basis dieses Mittelhandknochens. Der Hadarhand fehlt dieser Griffelfortsatz.

Aus diesen Gründen konnte jedenfalls Australopithecus afarensis mit Sicherheit keine Werkzeuge herstellen (die anderen Australopithecinen vermutlich auch nicht).

2.6 Zusammenfassung

Aufgrund des heute vorliegenden Beweismaterials kann man davon ausgehen, daß die Gattung Mensch mit ihrem ersten nachweisbaren Auftreten auf unserer Erde bereits über geistige und sprachliche Fähigkeiten verfügte, die mit den unsrigen vergleichbar sind. Im Gegensatz dazu ist bei den Australopithecinen eine Kommunikationsfähigkeit, die deutlich über dem Niveau heutiger Großaffen liegt, kaum wahrscheinlich.

Karl-Heinz Vanheiden

Beilage:

Dieser Ausgabe liegt das aktuelle Verzeichnis der Sonderdrucke von "Bibel und Gemeinde" bei. Sie sind besonders zum Verteilen empfohlen.

Wer "Bibel und Gemeinde" kennenlernen möchte, erhält Probeexemplare vom Sekretariat des Bibelbundes, Narzissenweg 11, 35447 Reiskirchen

Hilft Gott durch Tote?

Kürzlich wurde der Fernsehzuschauer mit der Tatsache konfrontiert, daß die Toten in wundervoller Weise in die Geschichte der Lebenden eingreifen können. Dies geschah nicht etwa im Szenario eines Horrorfilms; nein, zur besten Sendezeit im Rahmen einer Sendereihe wurden die verfilmten Erlebnisberichte unbescholtener Bürger gezeigt. Auch betätigten sich die Toten nicht in böswilliger Zombi-Manier, sondern in ausgesprochen guter Absicht. Vielfach erwiesen sie sich geradezu als Schutzengel, indem sie Gefahren aufzeigten und Katastrophen verhinderten.

So verwundert es nicht, daß selbst gestandene Christen irritiert sich fragen: Kann denn das vom Bösen sein? Sind sie nicht vielleicht doch von Gott gesandt, um zu helfen? Oder sind es die Engel Gottes, die in der Gestalt der Verstorbenen als Helfer fungieren?

Auf jedem Fall irritiert das Gute, was im Zuge derartiger Erscheinungen bewirkt wird. Manche derer, die solches persönlich erlebten, geben sogar vor, dadurch Christen geworden zu sein. Wie soll man all dies verstehen?

Vom Zeugnis der Schrift her kann nicht ohne weiteres darüber befunden werden, ob, wie und wann Tote in der Welt der Lebenden erscheinen oder in diese einwirken können. Nach der Aussage von Prediger 9,5+10 ist dies eher unwahrscheinlich. Andererseits scheint diese Möglichkeit nach 1. Samuel 28,11-20 und Mt. 27,52.53 durchaus zu bestehen.

Entscheidend für uns ist hier die Tatsache, daß Gottes Wort das Beschwören und Befragen von Toten streng verbietet. Daß dieses Verbot auch bei ungewollten Begegnungen solcher Art zu beachten ist, versteht sich von selbst.

Es ist unmöglich, daß Gott einerseits den Umgang mit Totengeistern streng verbietet, sie andererseits aber als Helfer in der Not einsetzt. Aus dem gleichen Grund wird auch ein Engel Gottes niemals in Gestalt eines Verstorbenen auftreten. Wenn man dies bedenkt, wird deutlich, daß derartige Erscheinungen nur als satanisches Blendwerk verstanden werden können. Die Meinung, Satan könne als Böser nur Böses und nicht Gutes tun, ist naiv und zu kurz gedacht. Warum sollte er nicht auch Gutes tun, wenn es seinen Zielen dient und er dadurch um so größere Beute machen kann? Ein eindrucksvolles Beispiel dieser Art stellt die Begegnung des Paulus und seiner Begleiter mit der Wahrsagermagd in Philippi dar (Apg. 16,16-18). Könnte es für die Sache des Herrn eine bessere Werbung geben als die lauten Rufe dieser stadtbekanntes Magd: "Diese Menschen sind Knechte Gottes, des Höchsten, die euch den Weg des Heils verkündigen." Und dennoch war es Satan, der dies inszenierte. Er ist ein Meister der Täuschung, der sehr wohl als Engel des Lichts auftreten und Gutes wir-

ken kann, wenn es ihm nützt (2. Kor 11,14). Wie schwer er dabei oftmals zu durchschauen ist, zeigt uns ja diese Begebenheit. Offenbar waren auch Paulus und seine Begleiter irritiert, denn sie zögerten "viele Tage", bevor sie dem Schreien der Magd ein Ende setzten. Dies alles zeigt, daß es grundsätzlich ratsam ist, bei Begegnungen mit dem Übersinnlichen nüchtern und besonnen zu sein. Gerade die Tatsache, daß Satan die Gestalt eines Engels des Lichts annehmen kann, macht es eher unwahrscheinlich, daß Gott seinerseits seine Engel den Menschen erscheinen läßt. Natürlich sendet "er sie aus" zum Dienst um derer willen, die das Heil ererben sollen (Hebr. 1,14). Aber ihr Einsatz wird sich in aller Regel nur unsichtbar im Verborgenen vollziehen. Um den Verführungen des Bösen vorzubeugen, hat Gott es den Menschen verboten, Jenseitskontakte zu suchen oder auch nur anzunehmen. Wer dies schützende Gebot mißachtet, wird immer zu einem Spielball der satanischen Mächte der Bosheit werden.

Es ist Satans Absicht und erklärtes Ziel, die Menschheit in Verderben und Untergang zu versenken. Zweifellos tragen dazu auch die oben genannten Totenerscheinungen bei, indem sie, wie auch die anderen okkulten Phänomene, in zunehmenden Maße durch die Massenmedien publiziert werden.

Das Geheimnisvolle und Unerklärliche hat die Menschen schon immer angeregt. Einschaltquoten und Bücherauflagen beweisen dies. Der Drang zu ergründen: "Was steckt dahinter? Wie ist dies zu erklären?" stellt sich automatisch ein. Zu welchen "Erkenntnissen" der gottlose Mensch ohne biblischen Maßstab dabei kommen wird, liegt auf der Hand. Indem er nur davon ausgeht, was er mit seinen Sinnen erfassen kann, ist er dem betrügerischen Treiben der Dämonen ausgeliefert. Das biblische Zeugnis verachtend wird er das annehmen, was Satan ihn glauben machen will.

Totenerscheinungen, Totenbefragungen, Sterbeerlebnisse werden auch ihn glauben lassen, daß es ein Weiterleben nach dem Tod gibt. Aber Hölle und Gericht wie die Christen behaupten - Nein! Für ihn existieren alle Toten bis auf wenige Ausnahmen (Spukgeister) in einem Zustand des Erlöstseins und der Seligkeit. Und warum sollte man die Toten nicht befragen? Gerade dadurch weiß man ja um ihren glückseligen Zustand.

Die dumpfe Angst vor Tod und Jenseits ist somit einer beruhigend schönen Aussicht gewichen. Doch ohne es zu merken sind diese Menschen den Lehren von Dämonen aufgefressen.

Gebe es Gott, daß noch viele Menschen der satanischen Verblendung entgehen und den Lichtglanz des Evangeliums erkennen.

Andreas Küttler

Buchvorstellung

Franz Delitzsch, *Messianische Weissagungen in geschichtlicher Folge*, Reprint des TVG Brunnen 1992; Preis: 29 DM

Franz Delitzsch ist sehr zu Unrecht wenig bekannt. Sein 100. Todestag 1990 wurde größtenteils schweigend übergangen (vgl. dagegen Infobrief Nr. 10 vom März 1990).

Dennoch gab und gibt es einen Personenkreis, die seine Schriften schätzen und mit Gewinn studieren. Von diesem sicherlich mit Freude begrüßt, gibt die Theologische Verlagsgemeinschaft Brunnen/R.Brockhaus obigen Titel als Reprint heraus.

Es handelt sich um Delitzschs letztes Werk - er starb eine Woche, nachdem er seine Unterschrift unter das Vorwort gesetzt hatte. Die "Messianischen Weissagungen" sind sein letztes Vermächtnis. Von ihm selbst so empfunden, heißt es im Vorwort: "... suchte ich den Ertrag meines langen wissenschaftlichen Forschens in eine möglichst knappe, packende, anregende Form zu bringen."

Ist ihm das gelungen? Heutigen Lesern verlangt das Buch einiges an Konzentration ab. Zu ungewohnt ist der kompakte, wohldurchdachte und gehaltvolle Stil der Darlegungen. An keiner Stelle plätschert der Stoff seicht dahin. Im Gegenteil. Delitzsch treibt sein Anliegen engagiert und unermüdlich voran. Unter die Rubrik anregender Lektüre würde es heute sicherlich nicht eingereiht.

Dennoch regt das Buch an. Oder sollte man besser sagen "auf"? Delitzsch ertete damals eine verheerende Kritik, die nur durch die Pietät vor dem inzwischen verstorbenen Gelehrten gemildert wurde. Er zog sich den Unwillen des gesamten Theologenstandes zu, der ihm einen schrecklichen Rückfall in längst überholte Auslegungsart vorwarf.

In unserem Jahrhundert widerfuhr ihm ebensowenig Gerechtigkeit. Während Delitzsch in 1Mo3,15 "die ganze Heilsgeschichte und Heilsordnung ... in diesem Prot-evangelium eingewickelt" sieht, rät Claus Westermann das Gegenteil: eine Deutung auf Christus komme nicht

in Frage.

Für andere scheidet jede heilsgeschichtliche Sichtweise aus. Christologische Deutung des AT sei unmöglich. Sie scheitere an den Tatsachen. Die Folgen sind sehr weitreichend. Während Delitzsch aus der überwältigenden Einheit von Weissagung (AT) und Erfüllung (NT) entscheidende Argumente für das Gespräch mit den Juden schöpft, verneint man heute jedwede Weissagungs-züge des AT.

Delitzsch erkannte sehr wohl, was sich damals abspielte und stellte sich dagegen: "Diese Krisis stößt mich ab durch die Freude ihrer Stimmführer am Umsturz, deren maßloses Verneinen, ihre ungeistliche Profanität." Sein Vorgehen ist beispielhaft: Er verfällt nicht in Klagegesänge (deren Aussage sicher richtig wäre), sondern er stemmt sich gegen den Strom. Er arbeitet - mit dem Wort. Er tut dies in dem Vertrauen, daß das Wort Gottes durchaus etwas zu sagen weiß. Und zwar so viel, daß sich darüber Bücher schreiben lassen. Positive! Eines dieser Art legte Delitzsch vor.

Sehr bald erkennt man den "Vollblut"-Theologen mit einem nicht so ganz geläufigen Vokabular. In der Darlegung geht er sehr exakt vor. Stationen sind beispielsweise (nach 1Mo3,15): Jakobs Erstgeburtsegens, die Segnungen Bileams, Hannas Danklied, der Messias und David und andere bekannte und weniger bekannte Passagen. Am Ende des Buches stehen Antichristus und Christus nach Daniel einander gegenüber.

So mancher mag es sehr bedauern, daß Delitzsch sich der Meinung anschloß, daß Daniels Buch erst im 2. Jahrhundert v.Chr., entstanden sei. Auch den "Deuterose" vermochte sich Delitzsch nicht zu entziehen: Deuterosecharja, Deuterosejeremia.

Wir wollen es bedenken: Irrtümer vergangener Zeiten erkennt selbst der Blinde. Den ganzen Christen fordert das Engagement in der jeweiligen Gegenwart. Delitzsch schneidet darin mit seinem Buch so schlecht nicht ab.

Richard Bergmann

Anschrift der Mitarbeiter:

Adelhard Böttger, Marienstr. 5, 08485 Lengenfeld
Dr. Roland Klemm, Jacobstr. 19, 04105 Leipzig
Andreas Küttler, Dorfstr. 49, 08107 Wolfersgrün
weitere s.u.

Redaktion:

Richard Bergmann, Bergstraße 2, 09392 Auerbach/
Erzg. (Schriftleiter)
Manfred Schäller, Lugauer Str. 53, 09376 Oelsnitz

Dr. Thomas Schirmacher, Breite Str. 16, 53111 Bonn
Karl-Heinz Vanheiden, Schulstr. 1, 09212 Limbach-
Oberfrohna, Tel. 03722/92084
(Bestellungen und Mitteilungen bitte an Karl-Heinz
Vanheiden)

Der Informationsbrief "Biblisch Glauben, Denken, Le-
ben" wird kostenlos abgegeben. Spenden erbeten für
den Bibelbund e.V., 76337 Waldbronn auf Konto
2922832, BLZ 60050101 bei der Landesgirokasse Stutt-
gart oder Postgirokonto Stuttgart 95221-700, BLZ
60010070.